

Bezugs-Preis
In Halle und Umgegend 2.50
Nach in der Post 3.00
Ausland 3.50
Einzelhefte 10 Pf.

Halleische Zeitung

Kauzeige-Gebühren
Die in Halle erscheinende Zeitungs-
Anzeigen sind zu bezahlen...

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition Halle, Leipzigerstraße 87. Halle a. S., Freitag 6. März 1896. Berliner Bureau: Berlin SW., Grenadierstraße 3

Crispi's Demission.

Während es noch geflehen den Ansehen hatte, als würde das Ministerium Crispi den Ansturm der Kammeropposition ruhig abwarten, bringt der Telegraph die Nachricht, daß Crispi in Uebereinstimmung mit allen Kabinetsgliedern neuerlich sein Abschiedsgesuch eingereicht hat...

In der That, wie man dazu kommt, gerade Crispi die Schuld zu geben für alle Opfer, die bisher schon Italien aus seiner Position am rothen Meer erwachsen sind, ist unerklärlich, wenn man sich den Gang der Ereignisse kurz recapituliert. Ob es ein fester Schritt war, als Italien, von England angetrieben, Massauah und weiterhin das unter dem Namen Erythraea zusammengefaßte Gebiet in Besitz nahen...

eine gewaltsame Lösung der Differenzen beabsichtigt habe, die Expedition mit ungenügenden Kräften unternommen und nicht rechtzeitig für Unterstützung der durch die Abyssinische Uebermacht in schlimme Lage gebrachten Armee gesorgt zu haben.

Die Aufgaben des neuen Ministeriums, mag nun der von uns bereits erwähnte General Nicotti oder ein Anderer an seiner Spitze stehen, werden sich darauf zu beschränken haben, die Meinung der getrennt zusammengetretenen Kammer über die in Afrika fortan zu befolgende Politik zu vernehmen und sich die dazu nötigen Mittel bewilligen zu lassen.

Von dem jetzt im Vordergrund der allgemeinen Aufmerksamkeit stehenden italienischen Generalen Baldissera und Baratieri dürfte Baldissera der begabeneren Charakter sein, wogegen Baratieri das leidenschaftlichere Temperament besitzt.

Jedenfalls kann das herzhafte, warme Mitgefühl, welches die ganze deutsche Nation den Italienern aus Anlaß der neuesten Katastrophe in Afrika in reichem Maße entgegenbringt, durch keinerlei nebenfällige Umstände irgendwie beeinträchtigt werden. Deutschland weiß zu gut, einen wie werthvollen Freund und Bundesgenossen die von ihm vertretene Sache des Völkerr Friedens an Italien besitzt, als daß es durch die Kunde von der Katastrophe bei Abua nicht beinahe ebenso schmerzlich berührt werden sollte, als das unmittelbar betroffene befreundete und verbündete Völk selbst.

Eine detaillierte Schilderung der Schlacht giebt die 'Tribuna' aus der Feder ihres Correspondenten in Massauah. Danach entschloß sich Baratieri zum Angriff, weil ihm von Oberst Ripamonti, dem Verpflegungsinventar, mitgetheilt wurde, daß die weitere Verpflegung des Heeres unmöglich und im Lager bereits Mangel an Lebensmitteln ausgebrochen sei.

Von anderer Seite wird gemeldet: Die Artillerie schoß noch, als die Infanterie bereits floh. Der Generalstab glaubte inzwischen, daß General Albertone einen geordneten Rückzug angetreten hätte. Erst als es spät war, sandte Baratieri ihm den General Arimondi zu Hilfe.

entstand eine panikartige Flucht. Vergebens wurde auf einer Anhöhe eine Fahne aufgepflanzt, damit die Leute sich sammeln. Wenigen gelang dies. Baratieri, Arimondi und andere Offiziere stellten sich mit dem Revolver in der Faust den Fliehenden entgegen.

Der Entschluß zum Angriff auf Abua erfolgte, nachdem sämtliche Generale den Plan Baratieri gebilligt hatten. Nur Major Samia habe abgesehen. Der Angriff sollte zu zweien, die einen Sundet und den Marebfluss vorgelagerten Feinde von dort abzuziehen und gleichzeitig Baratieri's Rückzug nach Abioce zu decken.

General Baratieri wird sofort nach seiner Rückkehr vor ein Kriegsgericht gestellt werden. Alle seine Berichte sind bereits dem General-Auditeur der Armee, dem Senator Gloria, übergeben, der getrennt mit dem Kriegsminister eine lange Unterredung hatte.

Die römischen Morgenblätter billigen überwiegend das militärische Geschick des Ministeriums. 'Il popolo romano' sagt: Crispi hat Konsumauswaste vermeiden wollen, die bei höchsten Interessen des Staats auch gegenüber dem Auslande schaden könnten.

London, 6. März. Der hiesige italienische Botschafter hatte längere Konferenzen mit Lord Salisbury. Es verlautet, daß Verhandlungen zwischen Rom, Berlin und London, um die Unterzeichnung einer Unterwerfung Italiens zu bewerkstelligen, in der Morning Post erfolgt. In seinem eigenen Interesse sowohl wie in dem des Friedens sollte Großbritannien Italien in der gegenwärtigen Noth helfen.

Wien, 6. März. In hiesigen Kreisen wird die Meinung geäußert, daß die italienischen Kolonialpolitik ein sehr wenig beachtendes Versehen bei Dagali wurden die Italiener am 26. Januar 1887 logar empfindlich geschlagen. Auch damals mußte der Minister des Auswärtigen Nobilant, dem Jornausbruch der Bevölkerung weichen und selbst Depretis, der Ministerpräsident, sah sich gezwungen, zur Befestigung seiner erschütterten Stellung zwei Führer der unter dem Namen der Pentarchie bekannten Opposition, Zanardelli und Crispi, in sein Cabinet aufzunehmen.

Rom, 6. März. Der König empfing gestern Nachmittag den Deputirten Brin und den Senator Baccelli. Gestern ist das von vorgestern durchgeführte Defekt, durch welches General Baratieri zur Disposition gestellt wird, veröffentlicht worden. Rom, 6. März. Der 'Quotidiano' zufolge stehen die Verhandlungen in Vordergrunde, von denen eine mit der Abtuhung des Kabinetts betraut werden solle; es sind dies: di Rudini, Saracco oder Brin. Das Blatt glaubt, der König werde die Rudini mit der Mission betrauen, welcher im Geheimständigen die Brin vorgehen werde. Das 'Tribuna' glaubt, Nicotti würde den Auftrag zur Abtuhung erhalten; derselbe werde im Geheimständigen die di Rudini vorgehen.

Deutsches Reich.

Gestern früh machte das Kaiserpaar einen Spaziergang durch den Thiergarten, der Kaiser nahm dann im königlichen Schloß den Vortrag des Kriegsministers entgegen und arbeitete darauf längere Zeit mit dem Chef des Militärkabinetts.









(Nachdruck verboten.)

## Um eine Fürſtenkrone.

16]

Roman von Reinhold Ortmann.

Er führte ſie in die erkerförmige Niſche zurück und ſetzte ſich ihr gegenüber auf einen der beiden Lederſtühle, welche dort ſtanden. Draußen flackerten die auf dem Hofe brennenden Laternen im Novemberturm, und von Zeit zu Zeit praſſelte in großen Tropfen ein Regenschauer gegen die Scheiben.

Sie ſprachen, wie es unter dieſen Umſtänden nicht anders ſein konnte, nur von der Krankheit des Fürſten und Graf Wenzel verſuchte nach Kräften, ihr durch den Hinweis auf ſeines Oheims ſtarke und widerſtandsfähige Konſtitution neuen Muth einzuflöhen. Aber Gertha ſchien aus ſeinen tröſtenden Worten nur geringe Hoffnung zu ſchöpfen.

„Mein Vater war doch wohl in letzter Zeit nicht mehr ſo ſtark, als wir alle wähten.“ ſagte ſie traurig. „Wenn ich mir alle Einzelheiten ins Gedächtniß zurückerufe, ſo glaube ich, daß ſeine Krankheit ſchon an dem Tage begann, da er die Nachricht von Better Adelhard's jähem Tode empfing. Es mußte ihn ſehr ſchwer getroffen haben, wie wenig er auch äußerlich davon zeigte.“

Graf Wenzel runzelte ein wenig die Stirn. „Auch ich habe das Schickſal Adelhards beklagt.“ ſagte er, „aber ich meine doch, daß Du Dich da in einem Irrthum befindeſt, liebe Gertha. Er ſelbſt hatte ja ſchon vor ſeinem Tode aufgehört, ſich als Mitglied unſerer Familie zu betrachten und ſein Verhalten dem Onkel gegenüber war ein ſo wenig liebevolles, daß ich an eine Wirkung der Todesnachricht, wie Du ſie vermutheſt, kaum zu glauben vermag. Adelhards iſt das Opfer eines traurigen Verhängniſſes geworden; aber er allein hatte dies Verhängniß über ſich heraufbeſchworen, und der Schlag, der ihn vernichtete, traf ihn durch eigene Schuld.“

„Es iſt hart ſo von einem Todten zu ſprechen, Wenzel! Am Ende beſtand ſein Verſchulden doch allein in ſeiner Heirath und ich kann nicht finden, daß er ein ſo ſchweres Unrecht beging, indem er dem Antriebe ſeines Herzens folgte.“

„Er hat es jedenfalls grauſam genug büßen müſſen, und ich wiederhole, daß ich ihn aufrichtig bedaure. Aber ſein Geſchick iſt nun einmal unerbittlich und es giebt gewiſſe Schranken, die zu überſpringen Niemand verſuchen ſoll, der nicht Gefahr laufen will, dabei zu tödtlichem Sturz zu kommen. Ein Edelmann, der in jedem Augenblick bereit ſein muß, mit dem Degen oder der Piſtole in der Hand für die makelloſe Ehre ſeiner Gattin einzutreten, darf ſich auch über die unvermeidlichen Folgen nicht im Unklaren ſein, wenn er einer Abenteuerin ſeinen Namen giebt. Wäre Adelhards aus dieſem Duell als Sieger hervorgegangen, ſo würde er wahrſcheinlich bei irgend einem anderen Anlaß unterlegen ſein, und wer weiß, ob er nicht vielleicht noch glücklich zu preiſen iſt, weil ihn die Dauer dieſer unglücklichen Ehe doch vor den ſchlimmſten Erfahrungen bewahrte.“

„Aber Du warſt doch in ſeiner Nähe, als er ſie einging. Warum, wenn das Verhängniß wirklich vorauszuſehen war, haſt Du ihn nicht daran gehindert?“

„Als wenn es eine Möglichkeit dazu gegeben hätte! Er war ja wie blind und toll und die Neze, in welche dieſe gefährliche Perſon ihn verſtrickt hatte, waren bereits unzerreißbar geworden als ich von der Affaire Kenntniß erhielt. Meine Bemühungen würden ſicherlich keinen andern Erfolg gehabt haben, als den, uns zu unverſöhnlichen Feinden zu machen, und meine verwanſchaftliche Zuneigung für Adelhards hielt mich ab, es bis dahin zu treiben. Auch war er der Aeltere von uns Beiden und mußte am Ende wiſſen, was er that. Da er mich nicht um meine Anſicht gefragt hatte, konnte ich mich kaum berufen fühlen, einen von vornherein völlig ausſichtsloſen Kampf gegen ſeine wahnwüthige Leidenschaft zu führen.“

„Die arme unglückliche Frau! Wie mag ſie nur das Ent-

ſetzliche getragen haben! Bis zu dem Augenblick, da die Sorge um meinen Vater alles andere zurückdrängte, habe ich meine Gedanken gar nicht von ihr loſmachen können. Und wenn ich der Stimme meines Herzens hätte folgen dürfen, ſo wäre ich gewiß zu ihr geeilt, um ſie zu tröſten und aufzurichten in ihrem Jammer. Am Ende hatte ſie doch auch ein gutes Recht auf unſere Theilnahme und unſern Beſtand.“

„Nein, Gertha — ein ſolches Recht hatte ſie nicht! Sie iſt uns eine völlig Fremde, und ſeit Adelhards Tode haben wir nichts mehr mit ihr zu ſchaffen. Hoffentlich haſt Du Dich nicht etwa in Deiner Weichherzigkeit und Großmuth dazu verfahren laſſen ihr zu ſchreiben.“

„Gewiß habe ich das gethan, Wenzel!“

„Mit Onkel Chlodwigs Einwilligung?“

„Ja habe ihn nicht darum befragt, denn er hatte ein für allemal verboten, daß ihm von dieſen Dingen geſprochen werde. Um ſeinen Grundſätzen nichts zu vergeben, hätte er mir wohl verboten müſſen, an Raſaella zu ſchreiben, aber mußte ſicherlich, daß ich es thun würde, und er war mir gewiß im Stillen dankbar, daß ich ihn nicht um ſeine Erlaubniß gefragt habe. Du weißeſt ja am Beſten, Wenzel, wie wenig Härte und Unverſöhnlichkeit in ſeinem Charakter liegen.“

„Es handelt ſich auch nicht darum, ſondern es handelt ſich um das Anſehen unſerer Familie und um die Ehre unſeres Namen. Wo ſolche Dinge in Frage kommen, da müſſen alle perſönlichen Empfindungen zurücktreten, und die weichen Regungen des Herzens müſſen ſich jenen höheren Interellen widerprüchlos unterordnen. Ich begreife wohl, daß eine Frau dafür nur geringes Verſtändniß beſitzt, aber Du mußt mir ſchon glauben, liebe Gertha, daß uns Männern in dieſem Fall durch unerbittliche und unabänderliche Geſetze vorgeſchrieben iſt, wie wir zu handeln haben.“

„Nun wohl, ich will glauben, daß ihr der Wittwe Adelhards gegenüber keine andere Haltung annehmen könnt; aber er hat ein Kind hinterlaſſen, ein armes, beklagenswerthes Kind, das unſere Liebe und unſer Mitleid ſchon darum doppelt und dreifach beanſpruchen darf, weil nie eines Vaters Auge auf ihm ruht, und weil es nie eines Vaters Stimme hören wird.“

„Es iſt das Kind einer Sängerin, Gertha! Sollen wir es als zu uns gehörig betrachten, nur weil es zufällig berechtigt iſt, unſeren Familiennamen zu führen?“

„Du vergißeſt, Wenzel, daß der Fürſtentitel meines Vaters und die damit verbundenen Beſitzrechte dereiſt auf dies Kind übergehen werden, daß es vielleicht eines Tages als Herr und Gebieter hier auf Hohenſtein ſeinen Einzug halten wird.“

„Das wird niemals geſchehen — niemals! Adelhards iſt durch dieſe Mißheirath für ſich ſelbſt, wie für ſeine Nachkommenſchaft aller Anſprüche verluſtig geworden, auf die ſeine Geburt ihm ein Anrecht gegeben hätte und wir werden nie in die unwürdige Lage gebracht werden, den Sohn einer Komödiantin als Oberhaupt unſerer Familie zu ſegen. — Aber weshalb wollen wir noch weiter davon ſprechen! Ich hoffe, daß dieſe Raſaella Taftgeſühl genug beſitzen wird, alle weiteren Annäherungsverſuche zu unterlaſſen und ſich mit der immerhin recht angenehmen geſellſchaftlichen Stellung zu begnügen, welche ihr durch den Rang und das hinterlaſſene Vermögen ihres Gatten geſichert iſt. Das iſt jedenfalls viel mehr als ſie vor ihrer Bekanntschaft mit Adelhards für ſich und für ihre Nachkommen jemals erhoffen durfte.“

Ein Huſtenanfall, der den Fürſten Chlodwig heimſuchte und ihn aus ſeinem leichten Schlummer weckte, hinderte den Deutnant, weiter zu ſprechen. Gertha war ſogleich aufgesprungen, um ſich dem Krankenbette zu nähern und Graf Wenzel folgte, wenn auch etwas zögernd, ihrem Beſpiel. Mit weitgeöffneten Augen lag Fürſt Hohenſtein da, ſein Blick erſchien klarer, als er es während der letzten Tage geweſen war. Aber ſein Athem ging ſehr raſch und röchelnd, und die Hände, welche er über die Bruſt gefaltet hatte, waren von einer eigenthümlich wächſernen

Farbe. Einer der behandelnden Aerzte die jetzt Beide im Krankenzimmer anwesend waren, beugte sich über ihn herab, um leise einige Fragen an ihn zu richten.

Fürst Chlodwig aber erwiderte mit deutlich vernehmbarer, wenn auch etwas verschleierter Stimme: „Es ist alles in Ordnung, Herr Professor! Ich denke, ich werde es bald überstanden haben. Ah, Du bist da, Gertha — und auch Du, Wenzel! — Kommt her zu mir, Kinder, und gebt mir Eure Hände. Und dann laßt die Leute hereinkommen — Alle — hört ihr — Alle! — Ich will wie ein guter Hausvater Abschied nehmen von denen, die mir treu gedient haben. Sie sollen nicht sagen, daß ich mich weggestohlen habe ohne ein letztes, dankbares Wort! — Aber legt mir zuvor noch ein Kissen unter den Rücken, — das — das Athmen wird mir ein bisschen schwer.“

Gertha, deren Hand der Kranke fest in der seinigen hielt, war schon bei seinen ersten Worten schluchzend neben der einfachen Feldbettstelle in die Kniee gesunken; Graf Wenzel aber hatte durch einen beschleunigten Blick dem unerschütterlich dreinschauenden Professor bedeutet, das den Wünschen des Fürsten Genüge gesehen müße. Der Kammerdiener eilte auf den Fußspitzen hinaus, und nach Verlauf einiger Minuten, während deren man den mühsam nach Luft ringenden Kranken etwas bequemer gebettet hatte, ohne daß von ihm oder von Jemandem in seiner Umgebung ein Wort gesprochen worden wäre, wurden geräuschlos die in den Nebenraum führenden Flügelthüren geöffnet.

Dicht zusammengedrängt standen da die Beamten und die ganze Dienerschaft des Schlosses. Die blassen traurigen Gesichter der Männer und das leise Weinen der Frauen gaben Kunde davon, daß es ein gütiger Herr gewesen war, der von ihnen Abschied nehmen wollte.

„Laßt sie hereinkommen,“ ordnete Fürst Chlodwig an, „ganz herein! Es wird ihnen nicht schaden, zu sehen, wie man als Christ und als Soldat aus dem Leben geht! Meine nicht so sehr, meine liebe Gertha! Ich bin kein Jüngling mehr und denke, ich habe die Freuden wie die Kümmernisse des Daseins zur Genüge erfahren. Du wirst ja auch künftig nicht allein und verlassen sein! — Sieh mir Deine Hand, Wenzel! — Ich weiß, daß Du sie lieb hast, und ich meine, sie vergilt Dir's auf die gleiche Art. Darum: sollt ihr einander angehören und sollt treu zusammenhalten für alle Zukunft! Gelobe mir, daß Du sie beschützen und hochhalten willst, wie ich es gethan!“

Die Komtesse hatte ihr Gesicht in die Decken des Lagers gedrückt, ihr schlanker Körper zitterte und bebte im Uebermaß des grausamsten Schmerzes, und weder ein Wort noch eine Bewegung verrieth, daß sie gehört und begriffen habe, was ihr Vater toeben gesprochen. Graf Wenzel Hohenstein aber hatte es verstanden, denn er wiederholte es so laut, das alle Anwesenden es deutlich vernehmen konnten: „Ich gelobe es Dir, Onkel Chlodwig!“

„Wohlan, so lege ich in dieser Stunde, die ich für die letzte meines Lebens halte, ihr Schicksal in Deine Hand! Sieh Dir rechtthaffenen Mühe, sie so glücklich zu machen als sie es verdient!“

„Das schwöre ich Dir, Onkel Chlodwig! Aber Du wirst noch nicht von uns gehen — Du wirst uns noch an unserem Vermählungstage Deinen Segen ertheilen.“

„Vielleicht aus einer anderen Welt, mein Junge! Mit dieser hier unten bin ich wohl so ziemlich fertig! — Und nun laß die Leute ganz nahe herantreten, damit ich jedem von ihnen noch einmal ins Gesicht sehen kann. Und die Ältesten voran! Es sind einige dabei, die mir seit mehr als dreißig Jahren gedient haben — sie haben doch wohl einen Händedruck von ihrem sterbenden Herrn verdient.“

Jetzt entstand eine kleine Bewegung unter der Schaar im Hintergrunde des Gemaches. Das Schluchzen der Frauen wurde lauter, und auch über die Gesichter der Männer rannen die Thränen. Aber auf einen Wink des Grafen Wenzel leisteten sie stumm dem Wunsche ihres Gebieters Folge, und der graupfropfige Kammerdiener war der Erste, der an die freie Seite des Lagers trat und die dargebotene Hand des Fürsten ehrfurchtsvoll mit seinen Lippen berührte.

Für jeden der älteren Leute hatte der Kranke ein freundliches Wort; aber das Sprechen wurde ihm ersichtlich von Sekunde zu Sekunde schwerer, und nach einem neuen Hustenanfall sank er kraftlos in die Kissen zurück.

„Euch Anderen sage ich insgesamt Lebewohl,“ brachte er mit matter Stimme hervor, „denn für jeden Einzelnen reich't's

nicht mehr aus. In meinem Neffen seht ihr den neuen Herrn, dem ihr nach meinem Tode Gehorsam schuldig seid — den Fürsten zu Hohenstein und den — künftigen — Gatten — meiner — Tochter.“

Professor Ewald griff nach dem Handgelenk des Kranken. Der Fürst machte noch einige Male den Versuch zu sprechen; aber seine Worte verloren sich in einem matten, unverständlichen Gemurmel, und nach einer kleinen Weile war es ganz still. In dem weiten Raume herrschte jetzt trotz der großen Zahl der anwesenden Personen ein tiefes Schweigen. Die Leute wagten kaum noch zu athmen, denn sie alle fühlten die düstere Majestät des Todes, der als der mächtigste aller Fürsten seinen Eingang in das alte Herrenhaus gehalten. Gertha hatte ihre thränenreiche Wange auf die Hand des Vaters gelegt, und ein Ausbruch müder Hoffnungslosigkeit war auf ihrem marmorblaffen Gesichtchen. Graf Wenzel war an das Fußende des Bettes getreten und verwandte keinen Blick von dem Gesicht des Sterbenden. So verging Minute auf Minute, ohne daß sich eine merkliche Veränderung in dem Aussehen des Fürsten gezeigt hätte. Es war ein stiller Todestampf, welchen er kämpfte, fast nur ein sanftes Hüüberdämmern in jenen Schummer, der besser und tiefer ist als jeder vorhergegangene, weil er keine bangen Träume und kein schmerzliches Erwachen kennt.

Eine lange, schier unendliche Viertelstunde hindurch hatten Alle so in regungslosem Schweigen verharret. Da ließ Professor Ewald seine Finger von dem Puls des Fürsten und legte die Hand auf seine Brust in die Gegend des Herzens.

Eine Minute des Wartens noch; dann neigte er sich über ihn und drückte ihm mit sanfter Bewegung die Augen zu. Mannhaft und tapfer wie ein rechter Soldat war Fürst Chlodwig Hohenstein gestorben. Kein Seufzer, der als Klage laut hätte gedeutet werden können, war über seine Lippen gekommen, und außer dem beobachtenden Arzte hätte Niemand aus seiner Umgebung feststellen können, in Moment welchem er seinen letzten Athemzug gethan.

Leutnant Wenzel aber wurde eine halbe Stunde später von dem Güterdirektor und von dem Justizrath, mit denen er in einem anderen Zimmer eine kurze Unterredung hatte, nicht mehr wie bisher als „Herr Graf“, sondern als „Eure Durchlaucht“ angedredet. (Fortf. folgt.)

## Die Australier.

(Schluß.)

Das Familienleben ist im Ganzen niedrig, da die Stellung der Frau recht untergeordnet ist, und Kinder, namentlich weibliche, häufig wegen Nahrungsmanuels oder wegen Beschwerlichkeit falls bei dem nomadischen Leben ausgesetzt werden, was viel zur Vernichtung der Stämme beiträgt. Die Frau verrichtet alle grobe Arbeit, jammelt Früchte, Wurzeln, Larven in Körbe, indem sie die Bäume erklettert oder die Felsen aufkräbt. Dies thut sie mit Hilfe eines 1 1/2—2 Meter langen zugespitzten Stodes, eines Geräthes, das ihr nie fehlt und selbst bei Festen und Tänzen nicht abgelegt wird. Die gesammelten Lebensmittel bereitet sie am Tage im Hause zu, holt Holz und Wasser und erbaut sogar die Hütten, zu deren Errichtung die Männer nur durch das Fällen der Bäume mithelfen. Auch bei Umzügen, Wanderungen und Reisen trägt die Frau das gesammte Gepäc und außerdem noch die Kinder, oft vier bis fünf Körbe auf einmal; der Mann nur seine Waffen. Nur durch Erlegung von Wild oder Herbeischaffung von Eiern und Honig sorgt der Mann für das Hauswesen, geht aber auch nur zum Vergnügen auf die Jagd, ohne das Bedürfnis zu fühlen, seine Familie mit Nahrung zu versorgen. Die der Frau angethane Behandlung ist meist roh, gewalthätig und grausam; der Mann darf die Frau sogar tödten, ohne Sühne geben zu müssen. In der That geschieht dies zuweilen, wenn sie sich zu ihrem Geliebten flüchtet und ergriffen wird; meist wird sie allerdings beim ersten Mal nur mit dem Beil bearbeitet. Die Frauen sind der wichtigste Besitz der Australier, doch hat ein Mann gewöhnlich nur zwei Frauen, und ein solcher mit sechs Weibern wird als sehr reich und beneidenswerth angesehen. Oft werden die Frauen einfach geraubt, und obwohl der Frauenraub streng verboten ist, so ist doch gerade dieses Verbrechen das häufigste, und die Art, sich so eine Frau zu verschaffen, bei den Australiern am beliebtesten. Ein Mann ergreift eine Frau einfach beim Arm, erklärt, sie gehöre ihm und schleppt sie mit sich: das ist die einzig gebräuchliche Hochzeitszeremonie. Man sieht, die Stellung der Frau ist niedrig, denn sie gilt als Eigenthum des Mannes, von weiblichen Haupt-

lingen, wie in Afrika, ist daher auch nicht die Rede. Die Sitten sind im Ganzen locker, vor Allem im Süden und Inneren, wo innerhalb und außerhalb der Ehen alles gestattet ist, während in Nordaustralien größere Keuschheit herrscht. Vielweiberei herrscht überall, und die Frau des einen Bruders gehört allen anderen gemeinsam. So bietet die Ehe nur dem Mann eine Bequemlichkeit im Hausstand, ohne irgendwie den Begierden zügelnden inneren Gehalt zu besitzen wie bei Kulturvölkern. Die Frauen werden oft schon gleich nach der Geburt als kleine Kinder bestimmten Männern zugefast und ihnen im Alter von 11 oder 12 Jahren übergeben; doch sind sie dann ebensowenig sicher vor dem Schicksal, von einem anderen geraubt zu werden, wie andere, die nicht vorher verlast worden sind. Ganz jugendliche Frauen werden ihres zarten Alters halber mit größerer Rücksicht behandelt und von der schwersten Arbeit befreit; sobald sie aber völlig erwachsen sind, beginnt ihr Lastthierleben.

Kinder werden im Ganzen gut behandelt, niemals gezüchtigt und auch von den Vätern liebevoll erzogen; doch pflegen sich diese meist nur mit den Knaben zu beschäftigen, die Mädchen jedoch den Müttern zu überlassen. Das Leben zerfällt bei den meisten Australiern in drei Abschnitte, die Kindheit, die Zeit des „jungen Mannes“ und die Zeit des „alten Mannes“. Der Eintritt der zweiten und dritten Periode wird an gewisse Bedingungen geknüpft und bringt Rechte und Pflichten mit sich.

Zur Vorbereitung der Aufnahme unter die jungen Männer hat der Knabe körperliche Übungen und Entbehrungen durchzumachen, wozu theilweise schwere Prüfungen, theilweise auch die Tätowierung gehören, während bei anderen Stämmen diese Prüfungen nicht ernst genommen werden. Zwischen dem 16. und 28. Jahre wird eine Reihe von Operationen am Körper vorgenommen, die bei den verschiedenen Stämmen verschieden sind: das Ausstoßen von Vorderzähnen, die Blutsverbrüderung, das Ausrupfen der Barthaare, andauerndes Fasten, Selbstverwundungen. Schließlich findet die Aufnahme der Erwachsenen in die Reihe der Männer statt, wozu an benachbarte Stämme Einladungen ergehen und Festlichkeiten auf einem runden, sorgfältig geebneten, meist auf der Spitze eines Hügels gelegenen Platze, *Cawarra*, abgehalten werden, von denen die Weiber ausgeschlossen sind. Am Abend rüftet man sich zu dem berühmtesten aller australischen Tänze, dem *Korrobbori*; darauf werden, nachdem den Jünglingen unter allerlei Zeremonien die Waffen, *Burrscheulen*, *Bumerangs*, *Speere* und die *Opossumgürtel* übergeben worden sind, *Scheinkämpfe* ausgefochten. Diese Zeremonien dauern oft länger als 14 Tage und wiederholen sich Abend für Abend. Während der ganzen Zeit sind die Weiber vom Zusehen ausgeschlossen, indessen die Zauberer der Horde allerlei sonderbare Veranstaltungen mit den Jünglingen vornehmen. Den Beschluß bildet unter Hinzuziehung der Jünglinge ein ganz besonderer, großer und eigenthümlicher Tanz, dem diesmal auch die Weiber ausnahmsweise zusehen dürfen. Nach Hodgkinson (in Cunow's „Verwandtschaftsorganisationen der Australnegern“) bemalen sich die *Yarra Gappini* kunstvoll mit Weiß, bedecken selbst ihre Zehen und Finger sorgfältig und gleichmäßig mit konzentrischen Ringen und binden ihr überall mit den schneeweißen Dainen des weißen *Kakadus* besetztes Haar in einen festen Knoten zusammen wie weiße *Berrücken*. In diesem Tanz formiren sich die Mitwirkenden zu einem Halbkreis, und die Enden ihrer *Bumerangs* ergreifend, welche gleichfalls mit großer Genauigkeit und Beilichkeit bemalt waren, schwingen sie ihren Körper so schnell und mit solcher Behendigkeit von rechts nach links, daß es den Neid eines *Pantomimikers* erregt haben würde. Alle Bewegungen des Körpers werden mit lautem Fischen begleitet, während eine Anzahl anderer, ähnlich bemalter Eingeborenen mit Stöcken trommelte und unaufhörlich einen geräuschvollen Gesang wiederholte. Dann und wann standen die Tanzenden still, schlossen sich dicht gedrängt in einen Kreis zusammen und stimmten mit wilder Energie in den Gesang ein. Dann wurden sie wieder ruhiger und gingen, indem sie einander an der Hand faßten, paarweise hin und her, bis sie von einem älteren Eingeborenen zur Fortsetzung des Tanzes angefeuert wurden. Jeden Abend hörte man diesen Lärm bis Mitternacht bis in eine Entfernung von 2-3 Meilen.“

Nach Beendigung dieser Zeremonien, die, wie schon bemerkt, bei anderen Stämmen ganz anders vorgenommen werden, gilt der Jüngling als Mann, besser: junger Mann, und das unter ähnlichen Feierlichkeiten nach dem Eintritt der Geschlechtsreife in die Klasse der jungen Weiber aufgenommene Mädchen als heirathsfähig. Beide bleiben so lange in diesem Stande, bis das älteste ihrer Kinder heirathsfähig geworden ist. Darauf tritt der junge Mann (oder das junge Weib) in die Klasse der alten

Männer (oder alten Weiber) über. Bei manchen Stämmen wird der Erwachsene erst nach der Geburt seines ersten Kindes als vollberechtigtes Mitglied der jungen Leute angesehen und verändert außerdem seinen Namen, ebenso wie auch sein Uebertritt in die Klasse der alten Leute mit einer Namensänderung verbunden ist. Den „alten Männern“ liegt die Pflicht ob, die Befolgung der Sitten und Gebräuche zu beobachten; dafür erhalten sie eine Erweiterung ihres Speisetzetfels. Der junge Mann darf beispielsweise manche Vegetabilien und Fleischsorten nicht essen, die dem alten Mann erlaubt sind und auch den Weibern scheinen bis zum Austritt aus dem zeugungsfähigen Alter besondere Speisebeschränkungen auferlegt zu sein. Das System der Altersklassen ist wahrscheinlich schon früh bei den Australiern üblich gewesen, da es auch die niedrigsten Stämme haben, und zwar in möglichst scharfer Ausbildung; die jüngste Schicht sind nur Kinder, die älteste Schicht nur Eltern, die mittlere Kinder und Eltern zugleich. Vom achten Jahre an dürfen die Knaben den Vater auf der Jagd begleiten und wachsen überhaupt in völliger Freiheit auf, während die Mädchen den Müttern im Sammeln von Lebensmitteln und Zubereiten der Speisen zur Hand gehen. Eine beliebte Arbeit der Männer ist die *Korbflechterei*, die sie mit Geschick ausüben. Die Größe der Körbe ist sehr verschieden, die Form meist oval, oben schmal, unten breit; verwebt werden dazu als Rohstoffe die Zweige der *Profurator-Palme*. Die Arbeit ist überaus fein und zierlich, wie denn überhaupt Flechtarbeiten z. B. *Stirnbänder* sehr zart hergestellt werden; rothe und gelbe Erdfarbe, auch Tropfen von Menschenblut aus dem Arm des Verfertigers schmücken das Gerath, welches an einem Henkel von dem Hals getragen wird.

Die Stämme zerfallen in eine Anzahl von Gruppen, von denen jede auf der Familie beruht und allgemein als eine solche gilt. Da diese Auffassung natürlich der Ausbildung eines festen politischen Gefüges hinderlich war, ist als unmittelbare Folge der Mangel jeglicher politischer Einheit und das Vorwiegen kleiner gesellschaftlicher Verbände leicht erklärlich. Die einzelnen Gruppen eines Stammes haben je ein heilig gehaltenes Emblem oder Totem, meist von Thieren (Enten, Schlangen, Vögeln, *Känguruhs*) hergenommen. Auch Kästen scheinen vorzukommen, Stände, die so streng von einander getrennt sind, daß nicht einmal Ehen unter den entgegengesetzten Ständen vorkommen. Die Vererbung beruht meist auf den Frauen, es herrscht also ein matriarchalisches Zustand.

Das Charakteristische der Klassenorganisation besteht nach Cunow („Die Verwandtschaftsorganisation der Australnegern“) darin, daß neben der Eintheilung in Geschlechtsverbände noch eine andere Eintheilung in vier Heirathsklassen einhergeht zur Verhütung geschlechtlicher Verbindungen zwischen bestimmten Verwandtschaftsgruppen. Jeder Einzelne Mann oder Weib, führt den Namen seiner Klasse und seines Geschlechtsverbandes. Außerdem hat jeder noch seinen besonderen von irgend welchen körperlichen Eigenschaften, Thieren oder Ortsgästen entlehnten Namen. Die zwischen den vier Klassen festgesetzten bestimmten Vorschriften sind früher streng eingehalten, in letzter Zeit aber vernachlässigt und verändert worden. Ueberhaupt besteht dieses Vierklassensystem keineswegs in ganz Australien, sondern hauptsächlich nur über das Gebiet zwischen dem *Lachlan* und dem *Darling* einerseits und der *Halifax-Bai* in *Queensland* andererseits, während es in *Südaustralien* und *Viktoria* ganz fehlt, in *Nord- und Westaustralien* nur am *Degrey-Fluß* und der *Nickol-Bai* nachzuweisen war. Nebenher geht bei diesen Stämmen die Organisation in totemlose Lokalverbände oder die reine *Genitil*organisation. Als Totenthiere benutzten die *Ramilaroi* am *Ramoi* das *Opossum*, das *Emu*, die *Schwarzschlange*, den *Leguan*, den *Bandikot* und *Badymelon*. Bei manchen Stämmen erhält das Kind seinen Namen sofort nach der Geburt, bei anderen, z. B. bei den *Karinyeri*, erst wenn es gut laufen kann.

Der Tod im Kampfe wird als ein natürlicher aufgefaßt, doch gilt auch hier allgemein die Anschauung, daß der Tod überhaupt durch Verzauberung beigebracht werde, also kein notwendiges Uebel sei. Die Leiche wird entweder über der Erde auf einem aus Stangen errichteten hohen Gerüste aufgebahrt, oder in der Erde in langen Einzelhügeln, zuweilen auch in Ameisenhügeln eingescharrt, da sie sich gut zur Einbettung eignen. Vor die Thür des Grabes wälzen die Eingeborenen schwere Steine, um die wilden Hunde von der Leiche fern zu halten, oder es werden andere Vorkehrungsmaßregeln getroffen, um die Todten vor dem Angriff des *Dingos* zu schützen. Uebrigens wird der Todte nicht in bloße Erde gelegt, sondern mit Kindern

oder Gras umwickelt und über dem Grabe angelehener Alter wird eine Hütte mit engem Eingang errichtet. Die Gräber sind nicht tief; sie sind so gerichtet, daß die Füße gegen Sonnenaufgang liegen. Die Art der Bestattung ist überhaupt recht verschieden. Bald werden die Leichen in sitzender Stellung bald liegend begraben, bald in tiefen Gruften, bald kaum eingeharrt, bald gar in offenen Gräbern beigesetzt, aus denen dann nach einiger Zeit die Knochen gesammelt werden; diese legt man in einen Baum und streicht dieselben roth und weiß an. Dies geschieht aber nur bei weiblichen Leichen am Fitzroy-Fluß, nicht bei männlichen; Kinderleichen werden dagegen oft einfach in hohle Bäume gesteckt. Die Ehre des Ausstellers der Todten auf gabelförmigen Stöcken, die eine Plattform tragen, widerfährt nur großen Kriegern. Nachdem Klagegeheul um die Stätte erschollen ist, wird sie so lange gemieden, bis das Fleisch verfault ist; aldann werden die Knochen herausgenommen und in hohle Bäume gelegt. In Mittel-Queensland sind viele Grabstätten auf Höhen angelegt. In Südastralien und Viktoria begräbt man die Köpfe der Todten nicht mit, sondern benützt den Schädel als Trinkschalen; bei Portland-Bai verbrennt man die Todten in hohen Bäumen, und an anderen Orten bildet man vollkommene Mumien, namentlich aus Kinderleichen. Nachdem der Körper durch Rauch und Feuer getrocknet ist, trägt ihn die Mutter so lange mit sich herum, bis die Knochen allein übrig sind; diese begräbt sie schließlich. Zuweilen werden auch die Leichen großer Krieger auf diese primitive Weise mumifizirt.

Die Australier glauben, daß die Seele beim Tode den Körper verläßt und zu beliebiger Zeit wieder erscheinen kann; daher die allgemeine Furcht vor Geistern. Diese machen sich die Zauberer zu nutz und üben unter dem Vorgeben, mit den Geistern der Verstorbenen Verkehr zu haben, einen sehr ungünstigen Einfluß auf die Eingebornen aus, vor allem deshalb, weil jeder ungewöhnliche Todesfall, überhaupt jeder nicht durch Altersschwäche hervorgerufene auf Zauber zurückzuführen sei, natürlich meist auf solchen, den fremde Stämme ausgeübt hätten. Daher rühren die häufigen Feinden zwischen den Stämmen, die Ausbrüche äußerster Hasses, die bis zur Vernichtung ganzer Stämme geführt und zum Theil auch die Abnahme der Volkszahl der Australier verschuldet haben. Die Beschäftigung der Zauberer besteht, wie bei den meisten Naturvölkern, in dem Verhindern und Kurieren der Krankheiten, dem Behezen und Regenmachen; auch hier kommt es vor allem darauf an, von den zu Schädigenden irgend einen Theil des Körpers, Haar, Nägel zc. in die Hände zu bekommen. Erfährt der also Geschädigte davon, so wird er nicht selten aus reiner Angst krank. Ein Fortleben nach dem Tode wird von einigen Stämmen ohne Zweifel angenommen, da den Todten Speise ins Grab mitgegeben wird. Hier und da ist die Ansicht verbreitet, die Schwarzen würden nach ihrem Tode Weiße.

Die religiösen Ansichten der Australier sind wenig bekannt, scheinen aber unentwickelt zu sein: Gestirne Sonne und Mond werden zwar nicht verehrt, doch knüpfen sich Legenden an sie. Wahrscheinlich spielt vor allem, wie bei vielen tieferstehenden Naturvölkern, ein böses Wesen eine Rolle, dessen Furcht einflößende, schädigende Wirkung zur Verehrung zwingt. Nach durchaus nicht allgemein getheilten Ansichten anderer sollen manche Stämme auch ein gutes Wesen verehren.

Die Australier nehmen in Berührung mit der europäischen Kultur an Zahl rasch ab, da die leider allenthalben an deren Grenzen herrschende Demoralisation einen zerstörenden Einfluß auf sie ausübt. Alle übeln Seiten der rohen und gewaltthätigen Pioniere der weißen Rasse nehmen sie an, und ihren Lasten ergehen sie sich rasch. Die Weißen haben ihnen den Branntweingenuß, die Syphilis und sonstige verheerende Krankheiten, die Chinesen das Opium gebracht; die Frauen, von den weißen Ansiedlern begehrt, ergeben sich der Prostitution und werden von ihren eigenen Gatten angeboten. Die Kunstfertigkeit und der Erwerbstrieb der Schwarzen schwindet immer mehr, da sie gegen kurze Lohnarbeit auf den Stationen der Squatters einen längeren Lebensunterhalt bestreiten können. Versuche, Eingeborene an zivilisiertes Leben zu gewöhnen, sind meist fehlgeschlagen, die Mission hat gerade bei diesem Volke Jahrzehnte hindurch gar nichts, seit 1850 etwas, aber im Verhältnis zur aufgewandten Mühe verschwindend wenig ausgerichtet. Die Ansiedler haben die Eingeborenen nicht selten als Wild gejagt, abgeschossen und so vermindert, daß ganze Stämme ausgerottet worden sind; allerdings haben einige Morde von Weißen die besondere Veranlassung dazu gegeben. An fechtbares Leben gewöhnen sich die Australier nicht, die Zivilisation nehmen sie nicht an, dem Christenthum sind sie nicht zu-

geneigt; andererseits brauchen die Weißen bei fortgesetzter Steigerung der Volkszahl ihre Jagdgründe und drängen sie immer weiter ins Innere zurück. Eine Hoffnung, sich emporzuschwingen zu höherer Kultur, haben sie nicht, ihre Zukunft wird über kurz oder lang, in absehbarer Frist, dieselbe sein, wie das Schicksal der Tasmanier, deren letzte Angehörige, die Frau Trucanin, im Jahre 1876 starb. Die Tasmanier wurden gejagt, ausgerottet, durch Krankheiten und Demoralisation vernichtet; das wird auch das Ende der Australier sein.\*

\* Die vorstehende interessante Schilderung veröffentlichen wir mit Erlaubniß der Verlagsbuchhandlung des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien aus dem vor kurzem erschienenen prächtigen, mit Abbildungen, Karten und Plänen reich geschmückten Werke: „Australien und Ozeanien“. Eine allgemeine Landeskunde von Professor Dr. Wilhelm Sievers (Preis in Halbleder gebunden 16 Mark). — In meisterhaften Strichen entwirft uns Sievers ein lüdenloses, farbenreiches Bild der weiten Inselwelt des großen Ozeans wie des australischen Festlandes und bringt dadurch den fernem Erdtheil unterm geistigen Auge greifbar nahe. Sievers Führung vertrauend, begleiten wir ihn von den den Golddurchreisenden, doch wasserarmen Goldfeldern des Australischen Westens an die wüsten Salzen und Salzsumpfe des Innern bis zu den blauen Bergen im Südosten dieses Erdtheils. Wir staunen ob der großartigen Alpenlandschaften und wunderbaren Gletscher der Südinselfestlands und lernen dann auf unsrer Wanderung die überaus merkwürdigen, durch ihre verheerenden Naturereignisse berühmten Vulkangebiete der Nordinsel kennen. Und weiter geht es über gefährliche Riffe und die Atolle mit ihren Lagunen zu den unzähligen Inselwäldern Polynesiens, die wahrhafte Paradieslandschaftlicher Schönheit bergen, bis wir im äußersten Norden und Osten bei der politisch interessanten Hawaii-Gruppe und der Osterinsel mit ihrer alterthümlichen Kultur angelangt sind. Den Schluß des Ganzen bildet eine übersichtliche Schilderung der gerade gegenwärtig im Vordergrund der Aufmerksamkeit stehenden fernen Südpolarländer.

## Allerlei.

Ganze einfach.

Richter: (zum Gauner): Wie gelang es Ihnen, aus dem Kriminal zu entweichen?

— Ich hab mir durch 14 Tage die Gitter entzweigeseilt, dann bin ich durch den Schornstein aufs Dach geklettert, an der Regenrinne über die Nachbardächer halanzirt und von dem sechsten Hause 14 Fuß herabgeplungen, bis ich die Straße erreichen konnte — mit einem Worte, es war ganz einfach!

Unbedacht.

„Was giebt's heute zu Mittag?“

„Schweinszunge.“

„Die wächst mir ja schon zum Halse hinaus!“

Abgelehnt.

Mutter (zur Tochter): Findest Du den Herrn Professor nicht interessant? Er kann reden wie ein Buch!

Tochter: Ich mag aber kein Buch, das einen so garstigen Einband hat!

Du bist von Staub.

„Du, Mama, bin ich auch von Staub?“

„Ja, mein Kind.“

„Ich bin aber im Januar geboren, und im Januar giebt es doch keinen Staub.“

Abgekürztes Verfahren.

Onkel (der bei seinem studirenden Sohn auf Besuch war und soeben Abschied nimmt): Na, und wenn Du in Geldverlegenheiten sein solltest, so brauchst Du bloß an mich zu schreiben!

Neffe: Willst Du den Brief nicht gleich selbst mitnehmen, lieber Onkel?

Angenehme Aussicht.

Richter: Entschuldigen Sie, ich spiele leidenschaftlich Zither, es wird doch nicht geniren?

Hausherr: Durchaus nicht! Wir haben ja 8 Klaviere und 2 Possaunenbläser im Hause!

Aus der Rekrutierungs-Kommission.

„Feldwebel, geben Sie hinaus und stiften Sie Ruhe, man versteht ja nichts!“

Feldwebel (außerhalb zu den Rekruten): Himmel-Kreuz-Stern-Clement! Ruhig, sag' ich! Die Kommission versteht nir.

Die einzige Möglichkeit.

Student (einen Anschlag in der Universität lesend): Am 31. Januar ist im Hörsaal für gerichtliche Medizin eine Börse mit 2 Mk. 45 Pf. Inhalt gefunden worden. — Donnerwetter! 2 Mk. 45 Pf. am Letzten! Die kann nur der Professor verloren haben.

(Lustige Blätter.)

Verantw. Redakteur: Dr. Heinrich Ruhe. Notationsdruck und Verlag von Otto Hiesle Halle Saale, Leipzigerstr. 87.